



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anständig und passend, wenn ein Schuldirektor mit seinen drei Lehrern, wie ich es selbst in einer kleinen Stadt gesehen habe, nach dem Nachmittagsunterrichte sogleich in die Kneipe läuft und dort ohne Säumen zum „Skat selbst“ übergeht, um dieser edeln Beschäftigung dann bis zum Abend obzuliegen? Ein Bekannter sagte mir, in großen Städten komme das alle Tage vor, und niemand finde darin etwas; das ist denn aber doch wohl nicht wahr!

Ein unfählich lächerlicher Anblick war es immer für mich — ich habe es als Student in Leipzig unzähligemale erlebt —, in einem Wirtshause an einem Tische vier Männer skaten zu sehen und am benachbarten Tische ihre vier zugehörigen Ehehäften in eifrigster Unterhaltung. Hier klatschen mit der Karte, dort mit den Zungen — vielleicht hat sich mittlerweile der Skat schon so weit entwickelt, daß die Weiber auch ihrerseits mit den Karten klatschen; für möglich halte ich es.

Man sagt: Wovon soll man denn immer sprechen? An der Kannegießerei, wie sie sonst auf den Bierbänken zu Hause war, ist doch nichts verloren. Gewiß! aber man sollte eben auf andre Erholung bedacht sein und das leidige Kneipen etwas beschränken! Man bilde sich doch nur nicht ein, daß das Skatenspiel eine geistige Erholung sei! Seht sie euch nur an, wie sie sich erhitzen, wie erboft sie werden, wenn sie durchaus kein Spiel in die Hand bekommen, wie sie den Partner anfahren, der ihrer Meinung nach einen Fehler gemacht hat! Das soll Spiel, das soll Erholung sein?

Vor allem ist beklagenswert, daß der Skat jetzt schon in Kreisen beliebt und angesehen nicht nur, sondern, wie es scheint, unentbehrlich geworden ist, die ihrer ganzen Bildung und Lebensstellung nach ihre Zeit, auch die Erholungszeit, besser anwenden könnten, sollten und müßten. Munkelt man doch sogar davon, daß der Skat bereits an den Höfen eine nicht ganz nebenfällige Rolle unter den zum Zeitvertreib der Kavaliere dienenden Beschäftigungen spiele.

Es wäre noch manches zu sagen: vom Bierkat der Studenten, von dem Schaden, der dem Ehrgefühl geschieht durch den Geldkat (ich kannte einen Studenten, der erspielte sich seine tägliche, nicht unbeträchtliche Beche) und so manchem andern. Aber genug für diesmal! Ich bleibe dabei: der Skat in seiner heutigen Ausdehnung und in seinem unaufhörlichen Wachsthum ist eine nationale Gefahr, und diejenigen, die sich von dem allgemeinen deutschen Skatvereine mit Würden und Aemtchen schmücken lassen und kein Bedenken tragen, damit zu prunken, sind nicht bloß lächerliche Figuren — das versteht sich ja von selbst —, sondern sie sind gefährliche Leute.

rb.

Litteratur.

Zwei Seelen. Roman von Rudolf Lindau. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1888.

Eigentlich müßte man dieses Buch als Novelle bezeichnen, denn bei der schwülen Liebesgeschichte, die darin erzählt wird, bilden die großen Welthändel nur den Hintergrund, das Interesse des Lesers wird nur von den seltsamen „zwei Seelen“ gefesselt, die sich lieben, ohne einander fürs Leben angehöben zu können. Der Hintergrund ist allerdings, wie sich bei dem vielgewanderten Verfasser nachgerade von selbst versteht, von ausgiebiger geographischer Weite geraten. Paris ist der Hauptschauplatz der Handlung, aber wir werfen auch flüchtige Blicke nach Berlin, erhalten ein meisterhaftes Kabinetbild kalifornischen Familienlebens, blicken in das stille Leben auf einem norddeutschen Adelsgute, und sogar Italien taucht im Verlauf der Geschichte vor uns auf. Die Hauptsache bleibt aber die traurige

Liebesgeschichte des preussischen Freiherrn Günther von Wildhagen mit der schönen jungen Witwe Marquise Irene von Brö, einer echter Pariserin, wenn auch korrumpiertes Blut in ihren Adern fließt. Beide sind typische Gestalten, Günther schlicht, treuherzig, unverdorben, tapfer, empfindsam, wohlgebildet an Leib und Seele, ein echter Deutscher, Irene dagegen maßlos stolz auf ihre Schönheit, ihre Macht, ihren Reichtum, verschlossen, berechnend, Herrin ihrer selbst, gleichgiltig gegen alles, was nicht sie persönlich betrifft, nicht aus Tugend, sondern aus Hochmut unempfänglich für Schmeicheleien verliebter Hausfreunde. Und diese zwei so ganz verschieden gearteten Seelen lieben einander! Sie wird angezogen von seiner deutschen Empfindsamkeit, Schlichtheit und soldatischen Erscheinung; er wird dämonisch von ihrer Schönheit und Sprödigkeit gefesselt.

Im Winter 1866 hat er sie in ihrem Hotel de Brö zu Paris kennen lernen. Als jedoch der deutsche Krieg ausbrach, ließ er sich selbstverständlich durch keine ihrer Bitten abhalten, heim zu seiner Fahne zu eilen. Dieses Pflichtgefühl verstand sie gar nicht und zürnte dem Entfernten, auch dann noch, als er ihr nach Monaten von seiner schweren Verwundung schrieb, von der er endlich glücklich genesen war. Günther hielt durch ihr Schweigen das Verhältnis für gelöst. Im nächsten Jahre machte er eine Vergnügungsreise um die Erde, um sich die Welt anzuschauen, ehe er sich endgiltig ins Philisterium des verheirateten Landwirts, wie es der Wunsch seines Vaters war, zurückzöge. Von dem, was Günther auf dieser Rundfahrt gesehen hat, wird uns das Familien- und Gesellschaftsleben von San Franzisko geschildert. Denn dort lernte Günther in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie ein junges, eben flügge gewordenes schönes Mädchen kennen und lieben, er verlobte sich sogar mit der zarten und naiven Florence, und im Oktober 1869 schiffte er sich nach Europa ein, um hier seine Hochzeit vorzubereiten. Zum Unglück reiste er über Paris, um Einkäufe für seine Braut zu besorgen. Die wohlbekannten Plätze und Straßen, die wiederbezogene alte Junggesellenwohnung weckten Erinnerungen an Irene, die er auch an Florencens Seite nicht hatte vergessen können: gerade der Kontrast der beiden weiblichen Wesen hielt in ihm jene Erinnerungen wach. Und nun will es der Zufall oder das Schicksal, daß ihn Irene wiederfindet, als er nachdenklich in den Champs Elysees dasitzt, und daß sie ihn wieder zu sich einlädt. Mehr als je beherrscht ihn nun die Leidenschaft für die glutäugige Marquise, Günther verrät und verläßt seine kindliche Braut im fernen Amerika, er schreibt ihr ab, da er in seiner deutschen Geradheit nicht das Doppelspiel mit beiden Frauen zu spielen vermag. Aber er hat seine Ruhe verloren, die Reue nagt in ihm, er schämt sich vor sich selbst und ist doch ohnmächtig, seiner Leidenschaft Herr zu werden. Irene hat nach den ersten verliebten Wochen ihre Tonart geändert; sie heuchelt Gleichgiltigkeit, sie quält ihren Geliebten durch Kälte, denn sie will ihm nicht, wie er wünscht, als Gattin in den fernen, grauen Norden folgen, sie kann Paris nicht entbehren. Der Deutsche und die Französin verstehen einander nicht. Da bricht 1870 wieder der Krieg aus, und Günther ist in seiner unmännlichen Schwäche aufrichtig froh, von außen gezwungen zu sein, sich der Sklaverei im Hotel de Brö zu entziehen, nachdem er von selbst keine Kraft dazu hätte finden können. Auch diesmal zürnt Irene — aber sie sehen sich nicht wieder. Günther ist zwar heil an Gliedern, aber mit krankem Herzen aus dem Kriege zurück auf sein väterliches Gut gekehrt: ein weltcheuer Junggeselle. Irene stirbt wenige Jahre darauf mit der Sehnsucht nach dem leichtfertigen gequälten Manne; Florence stirbt aus Gram über seinen Verrat.

Man kann diese „Zwei Seelen“ mit dem jüngsten Romane Spielhagens:

Noblesse oblige vergleichen, in beiden ist die Gegenüberstellung deutschen und französischen Nationalcharakters angestrebt. Spielhagen hat die Aufgabe in der elegischen Tonart des trauernden Idealisten behandelt. Lindau ist Realist: nicht mit historisch-politischen Motiven, sondern mit den ursprünglichen Elementen des angeborenen gegensätzlichen Nationalcharakters begründet er seine Darstellung der Unmöglichkeit eines Bündnisses zwischen einem Vollblutdeutschen und einer echten Französin. Beide Romane sind Werke der nationalen Stimmung der Gegenwart. Vom Standpunkte der Unterhaltungslektüre steht Lindaus spannende und stimmungsvolle Erzählung über Spielhagens Roman, wenn sie auch einen bescheideneren Apparat in Bewegung setzt. Sie hat den Adel künstlerischer Vornehmheit für sich; Lindau tritt nicht aus der epischen Objektivität heraus, und nur wer fein aufhorcht, hört, was er mit seiner Geschichte eigentlich sagen will.

An Herrscherhöfen Frankreichs. Am dänischen Königshofe. Im Haag. Am Hofe des Königs der Belgier. Berlin, Walthers & Apolant, 1888.

Dieses langtitelige Buch ähnelt den sogenannten musikalischen Potpourris. Anekdoten und Auszüge aus einigen Memoirenwerken und Zeitungsfeuilletons sind bunt aneinandergereiht und durch Sätze verbunden, die eben so banal sind, wie gewöhnlich die musikalischen Phrasen zwischen Opern und Tanzmelodien. Falls der Verfasser nicht eigentlich eine Verfasserin sein sollte, muß ihm bezeugt werden, daß er den Stil der Durchschnittsschriftstellerinnen genau zu treffen versteht. Häufig sieht er sich in der Lage, für eine „Abschweifung“ um Entschuldigung zu bitten: augenscheinlich wird es ihm schwer, einen vorrätigen Ausschnitt unbenutzt zu lassen, wenn er auch gar nicht zur Sache paßt. So wird uns „am Hofe der Bourbons“ eine Geschichte des französischen Porzellans erzählt, aus der freilich niemand etwas lernen wird; „am Hofe des großen Napoleon“ werden Knabenbriefe aus Brienne, dann Briefe von Blücher und Gneisenau vollständig abgedruckt; in dem Abschnitte „Frankreich unter der dritten Republik“ hat eine Beschreibung des Mausoleums der Familie Thiers (einer „Kapelle in korinthischem Stil“ mit rundbogigem Portal!) und ein Artikel über Lesseps' Aufenthalt in Berlin, sein Gespräch mit Bismarck u. dergl. m. Platz gefunden. Daß den Tagesblättern entlehnte scheint meistens unverändert aufgenommen worden zu sein, und der fremde Ursprung anderer Mitteilungen verrät sich durch das schönste Uebersetzerdeutsch: „Denn, sagte man sich, mag auch China noch so reich sein an dieser Porzellanerde, warum sollte sie sich nicht auch in Frankreich finden.“ — „Er gleicht in das Haus Mecklenburg“ u. s. w. Deshalb ist es fraglich, wer für die vielen Schnitzer und Lächerlichkeiten verantwortlich gemacht werden muß. Lucian Bonaparte wird zum König von Holland gemacht, Hebel mit Matthias Claudius verwechselt; „erst unter Ludwig XIV. bauten einige Grandseigneurs Kokokohotels“; Sebald Behams Tischplatte im Louvre „ist vielleicht das als historisches Dokument wichtigste [Bild], welches die deutsche Malerei hervorgebracht hat, denn es zeigt uns nicht allein die Porträtfigürchen des Malers und des Bestellers . . ., sondern auch noch sechzehn Wappenschilder.“ Zwei Druckfehler sind berichtet, eine Schaar viel wesentlicherer nicht. Zumal mit den Eigennamen wird barbarisch umgesprungen, Turgot heißt Tourgot (mehrmals), Beham — Behan (ebenso), Ecouen — Econen, Hannong — Hanony) u. s. w. Welchen Zweck solche Bücher haben, wissen wir nicht, doch müssen sie wohl einem Bedürfnis entsprechen, da von diesem schon eine zweite Auflage nötig geworden ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.